

ULLI OLVEDI

ZANSKAR
und ein Leben mehr

Roman

O.W. BARTH 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ow-barth.de



Vollständige Neuausgabe November 2015
© 2013 O. W. Barth Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Susanne Härtel
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-29255-6

2 4 5 3 1

PEMA-MARIE

Wie lange saß sie schon in ihrer Sofaecke? Das Zimmer verschwamm in den sanften Schatten des winterlichen Nachmittags. Stillstehende Zeit, verwirbelt von dicken, nassen Schneeflocken. Eingefroren in Erschrecken oder Wut oder Trauer saß sie da. Es mochte all dies sein und noch mehr. Selbst das leise Klirren des Schlüssels brachte die Zeit nicht zurück, und all die vertrauten Geräusche setzten sich nicht zur gewohnten gelangweilten Geborgenheit zusammen. Das Stampfen auf dem Schuhabstreifer, das Klicken, als die Wohnungstür ins Schloss fiel, mit der Schulter zgedrückt, denn René machte das immer so, gegen die Tür gelehnt, während er die Tasche abstellte und den ersten Schuh auszog. Mit einem Plopp fiel der zweite Schuh, dann raschelte der Daunenmantel. Doch sie hatten keinen Zusammenhalt, diese Geräusche. Nichts hatte mehr Zusammenhalt. Sie hing an einem Ast und fühlte, wie er brach, langsam.

»Pema«, rief René, »bist du da?«

Sie hätte sich finden müssen, um zu antworten. Doch es war fraglich, ob sie sich finden wollte.

»Pema-Marie!«

Plötzliche Helligkeit folgte dem Klicken des Lichtschalters.

Sie hatte René vergessen. Sie hatte ihr Leben vergessen, ihr ordentliches, gefrorenes Leben.

Was hätte Mama über René gedacht? Über diesen Mann mit dem vollen, mattbraunen Haar und den festen Zügen, die grauen Augen am äußeren Ende ein wenig herabgezogen, was seinem Blick einen Anflug von Erstaunen gab. Vielleicht ist er deshalb mein Mann geworden, wegen des untergründigen Erstaunens, dachte Pema-Marie in diesem

unbewachten Augenblick, doch schon war er vorbei, und René war einfach nur ein gewohnter René, der von irgendeiner Recherche nach Hause kam. Pema-Marie versuchte, mit flachen Atemzügen eine Welle von Abneigung abzuwehren.

»Mistwetter«, sagte René. »Was ist los, warum sitzt du so im Dunkeln?«

»Nicht im Dunkeln«, sagte Pema-Marie, »Dämmerung. Es ist Dämmerung.«

Sie ärgerte sich über die Störung, hätte noch länger in der Versteinerung sitzen wollen. Vielleicht wäre der Ast gebrochen, und sie wäre gefallen. Wohin?

René setzte sich in den Sessel, in dem er immer saß, und schaute erwartungsvoll auf ihre Hände mit dem Brief.

»Aus Kathmandu«, sagte Pema-Marie und hob die Blätter ein wenig von dem Kissen auf ihrem Schoß. »Sie haben Tagebücher meiner Mutter gefunden. Wahrscheinlich. Hier, die Kopie einer Seite. Mamas Handschrift, glaube ich wenigstens.«

Sie hätte damals Mamas Postkarten aufheben sollen. Augen der Stupa, Affen mit Coladosen, Tauben auf steinernen Hinduschreinen. Lapidare Sätze ohne Inhalt, die Pema-Marie stets nur flüchtig überflog, um Mama zu bestrafen.

»Von einer Nina, Sekretärin eines tibetischen Klosters.« Sie reichte René den Brief. »Mein Name wird in den Tagebüchern genannt und auch Zollikon. So hat man mich auffindig gemacht.«

Plötzlich setzte die Zeit wieder ein, heftig, wie ein scharfer Wind. Sie musste Papa verständigen, sie mussten die Handschrift vergleichen. Man würde sich wieder auf die Suche machen müssen, die Tagebücher konnten Hinweise enthalten.

»Es sind wohl tatsächlich ihre Tagebücher«, sagte René

und legte den Brief auf den Couchtisch. »Aber kein neues Lebenszeichen von ihr.«

»Seit dem Fax vor zehn Jahren kam nichts mehr. Und da enden auch ihre Tagebücher. Was soll man denn erwarten? Ich jedenfalls habe nichts erwartet.«

René hatte eine Art, sie mit hochgezogenen Brauen anzusehen, die hilflosen Ärger in ihr auslöste. Er hatte kein Recht auf diesen Blick. Gewiss, sie hatte nie über ihre Mutter sprechen wollen. Fast nie. Dachte er, sie wäre ihm etwas schuldig? Man redete nicht über seine Eltern. Sie waren da oder nicht mehr da. Das genügte. Papa war da, Mama war nicht da. Eine der gut verschlossenen Geschichten, die in der Schublade der Geheimnisse ruhen, bis man sie nicht mehr weiß. Sie musste einfach nur irgendwohin schauen, in ein leeres Irgendwo, als habe sie mit der Sache nichts zu tun. Das half immer.

»Sie hat sehr selten geschrieben, einmal fast ein Jahr lang nicht«, sagte sie mit angestrenzter Sachlichkeit. »Und nach dem letzten Brief haben wir über ein Jahr gewartet, bevor Papa anfang, nach ihr zu suchen. Und das tat er nur meinetwegen. Obwohl ich kaum jemals an sie dachte. Ich vermisste sie nie.«

Ohne es zu bemerken, hatte sie das Kissen schützend an ihre Brust gezogen. Sie legte es wieder auf die Knie und strich es glatt, immer wieder. Das Gefühl des brechenden Astes wollte wieder einsetzen, das spürte sie jenseits der unruhigen Gedanken, deshalb musste sie reden, dagegen anreden, denn René sollte nichts davon wissen. Niemand sollte je etwas davon wissen.

»Mama war so eine stille Person. Sie gab nie zurück, wenn man sie angriff. Und Tante Anna ging sie aus dem Weg. Du weißt, wie das ist, wenn Tante Anna knurrt wie ein Dobermann.«

René stand auf und hantierte in der Küche. Ihr fiel ein,

dass sie versprochen hatte zu kochen. Sie kochte nicht gern.

Dreimal hatte sie den Brief gelesen. In Verdana 11 ausgedruckt, am Schluss in Handschrift »Liebe Grüße Nina«, in einer vertrauten Art, als kennten sie einander. Was hatte diese fremde Frau aus den Tagebüchern erfahren? Pema-Marie schaltete die Nachttischlampe aus. Doch die Frage wurde im Dunkeln größer als zuvor: Was hatte Mama über ihre Tochter geschrieben? Über Pema-Maries böse Worte nach der Scheidung, als sei nur Mama daran schuld? Über die Szenen der Anklage und Zurückweisung, wenn Pema-Marie wütend auf Tante Anna war und die Wut an der wortlosen Mutter ausließ? Über die Kälte des Abschieds, als Pema-Marie an ihrem sechzehnten Geburtstag aus dem Haus ging und mit Papa die beiden Koffer und ihre kostbare Musikanlage ins Auto lud, um mit ihm zu seiner großen, lichten Wohnung zu fahren? Für immer, nicht nur für die Ferien oder Wochenenden. Triumphierend, obwohl es eher der Triumph über Tante Dobermann war.

Das Bild ließ sich nicht löschen in ihrem Kopf: Tante Anna hatte sich wütend ins Haus zurückgezogen, Mama war in der Haustür stehen geblieben und hatte sich am Türrahmen festgehalten, das Gesicht kantiger und hilfloser denn je. Du undankbares, erbarmungsloses Kind, hatte Tante Anna gesagt. Doch viel schlimmer war Mamas starrer, verzweifelter Blick gewesen.

War sie noch am Leben?

Pema-Marie erkannte, dass sie ihre Mutter nicht finden wollte. Was könnten sie einander zu sagen haben? Ihre Leben waren zu weit auseinandergedriftet.

Vielleicht hatte sie deshalb Papa nicht gleich angerufen, es auf morgen verschoben, als würde morgen vielleicht alles ganz anders sein.

»Ich hoffe, dass Sie die richtige Ansprechpartnerin sind«, schrieb Nina in ihrem Brief. »Aber da Pema-Marie ein seltener Name ist und die Verfasserin der Tagebücher Dölma hieß, hat man in der Botschaft schließlich Ihre Adresse herausgefunden. Es gab dort auch eine Dame, die sich an Ihren Vater und seine Suche nach Dölma erinnerte. Ihren Unterlagen nach ist das neun Jahre her.«

Damals war Papa nach Kathmandu geflogen. Er hatte nicht mehr herausgefunden, als sie schon wussten: dass es keinen Hinweis auf eine Ausreise gab und Mamas Visum längst abgelaufen war. Zwei weitere Anfragen in den Jahren darauf waren ergebnislos. Und dann verging die Zeit, legte sich über die Erinnerung, begrub sie unter einem jungen, angestregten Leben. Es gab keinen Grund, an eine Mutter zu denken, die selbst damals, als sie noch hier lebte, nie wirklich da war.

Der eisige Wind beißt, wo er auf nackte Haut trifft. Die Luft knistert vor Kälte. Manchmal bricht die gefrorene Schneedecke durch, dann stoßen die Knie an harte Kanten. Doch es ist zu kalt für Schmerz.

Das Tal erstreckt sich weit vor ihr, schwer und starr ruhen die weißen Berge rundum, schlafende Wächter. Nirgendwo ein Lebewesen. Wäre doch nur irgendjemand da. Sie ist so müde, möchte sich fallen lassen, doch dann würde sich die Einsamkeit Lage um Lage über ihr auftürmen und sie erdrücken.

Dann erscheint ein Punkt, wächst unendlich langsam an zu einer Gestalt. Doch sie muss nicht warten, sie weiß es bereits, wirft die Arme hoch, ruft Mama, Mama!

Die Gestalt geht an ihr vorbei, schaut durch sie hindurch. Sieht sie nicht, hört sie nicht, nimmt sie nicht wahr und ist doch ihre Mutter. Mamaaaaa! Aaaaaaaaaaaaa!

»Pema! Was ist? Was ist mit dir?«

René ist da und schüttelt sie. Es ist kalt, und sie fürchtet sich vor der Einsamkeit. René ist wenigstens irgendjemand, und das ist gut so, erlösend.

Sie lehnte sich gegen ihn, die Arme um sich selbst geschlungen. Er sollte nicht Pema sagen, das war so tibetisch, sie brauchte die Marie in sich. Warum verstand er das nicht?

»Ein Alptraum? Du hast geschrien.«

»Ja«, sagte sie, »ich weiß.« Sie hat es gehört. Urlaut des Lebens, doch das würde er nicht verstehen.

Er zog die Bettdecke um sie herum, hielt sie, und sie fühlte sich plötzlich weich, fast flüssig, denn die Einsamkeit drohte nicht mehr. Nicht jetzt. Doch bald, das wusste sie ohne Gedanken, würde sie sich wieder um sie geschlossen haben, nahtlos, unberührbar. Doch nicht jetzt, noch nicht.

»Mama«, sagte sie, »Mama hat mich nicht gesehen, und es war so kalt.«

»Alles ist gut«, sagte René und wiegte sie. »Du träumst nicht mehr. Erzähl mir den Traum.«

Er zog das Kopfkissen heran, um ihren Rücken zu stützen, hüllte sie ein mit seinem Geruch, der sie einst be rauscht hatte, als sie ihn kennenlernte. Mit geschlossenen Augen sprach sie gegen seine weiche Pyjamajacke von der Einsamkeit und dem Warten in einer Welt der Kälte. Worte ohne Zensur, leise und atemlos.

»Es war so unerträglich, dass sie einfach an mir vorbeiging. Als hätte sie mich so vollkommen aufgegeben, dass es mich gar nicht mehr gab.«

René strich beruhigend über ihren Kopf. »Soll ich bei dir bleiben?«

In einem blitzhellen Augenblick war sie wach. Rollte die Zehen ein in Abwehr. Schnell sagte sie: »Nein, nein, das ist nicht nötig.«

Er ließ sie los und stand auf, die Bettdecke glitt von ihren Schultern, von einer Sekunde zur nächsten stürzte sie aus der brüchigen Geborgenheit auf sich selbst zurück.

»Mich gibt es noch«, sagte er. Fast war es ein Flüstern. Er schloss die Tür ihres Zimmers, ganz vorsichtig, als ginge es darum, sie nicht zu stören.

Pema-Marie saß in der Sofaecke, während ihr Vater den Brief las. Das Bedürfnis nach dem Kissen vor der Brust machte ihre Hände unruhig. Papa pflegte das Kissen in ihren Armen mit dem unnachahmlich beiläufigen Blick zu streifen, der sie klein machte. Heute war sie schon klein genug. Sie zog die Jacke vor sich zusammen, wusste einen Augenblick lang, dass die feine Kaschmirwolle darunter litt, und vergaß es sogleich wieder.

»Es ist eindeutig ihre Handschrift«, sagte er, während er die Kopie und den letzten Brief, den Mama gefaxt hatte, nebeneinanderhielt. »Kein Zweifel.« Sie wolle noch in Nepal bleiben, hatte sie geschrieben, in den Bergen, um als eine andere Dölma heimkehren zu können.

»Warum hast du das Fax aufgehoben?«, fragte Pema-Marie.

»Keine Ahnung«, antwortete er. »Ich fand es bei dem Briefwechsel mit der Botschaft.«

Er las Ninas Brief ein zweites Mal. Das Feuer im offenen Kamin brannte mit leisem Knistern. René nippte schweigend an seinem Weinglas. Sie sind einander irgendwie ähnlich, dachte Pema-Marie. Große Köpfe, breite Schultern, Papa, der Ungeduldigere, René, der bessere Stratege. Einigermaßen sozialisierte Platzhirsche. Sie erwartete nicht, sich mit ihnen wohlfühlen, weder mit dem einen noch mit dem anderen.

»Ich werde dieser Nina schreiben, dass sie mir die Tagebücher schicken soll«, sagte Papa.

René stellte sein Weinglas auf den Couchtisch, langsam, mit Nachdruck. »Darum wird sich Pema-Marie kümmern.«

Dies, wusste Pema-Marie, würde ihr Vater keinesfalls hinnehmen. Und René wusste es auch.

»Hans-Peter, es geht in erster Linie um Pema-Maries Mutter«, sagte René mit leicht erhobener Stimme. »Und ich glaube, das ist eine Baustelle in Pema-Marie, die du respektieren solltest.«

Pema-Marie tastete unwillkürlich nach ihrem Kissen und zog es nah neben sich. Es würde Streit geben. Florett, nicht Schwert. Sie wahrten beide die Form, ihre Männer, doch sie waren allzeit bereit, gegeneinander anzutreten. René begleitete sie selten, wenn sie ihren Vater besuchte, den er nur den »Professor« zu nennen pflegte. Fremdes Territorium, hatte Pema-Marie zu Beginn ihrer Ehe verständnisvoll gedacht. Später sah sie eher Feigheit darin.

Sie beobachtete die Vorbereitung des Rituals. Ihr Vater streckte die Beine aus und legte die Fingerspitzen aneinander, scheinbar gelassen, doch die Finger konnten die Spannung nicht verbergen.

»Warum hältst du dann nicht den Mund und überlässt ihr das Reden?«, sagte er.

Pema-Marie ergriff die Weinflasche und füllte die Gläser nach, bevor René antworten konnte. »Okay, kein Streit, heute nicht. Ich rede. Es geht um meine Mutter, ich bin erwachsen, und ich kümmere mich um die Sache. Ich mache das!«

Papa würde das letzte Wort haben wollen, anderes war nicht zu erwarten. Doch sie hatte ihre Position deutlich gemacht. Er selbst hatte ihr dies schon früh beigebracht: Du musst deine Position deutlich machen, Mädchen, und dann hältst du daran fest und lässt dich nicht beirren. Doch es war immer sein Spiel, und die Regeln legte er fest.

»Wenn ich es recht bedenke«, sagte er, »kann man das Tagebuch auf keinen Fall der Post in Nepal anvertrauen. Nepal! Maoisten! Man muss sich das Chaos einmal vorstellen! Am besten fliege ich hin, ich kenne mich dort aus, dann lässt sich vielleicht doch noch einiges klären.«

Renés und Pema-Maries Widerspruch löste nur ein ungeduldiges Wedeln seiner Hände aus. Er argumentierte, beschwor seine frühere Reise nach Nepal herauf, seine Suche in Kathmandu, eine Woche lang endlose Telefonate, Warten in der Botschaft, Warten im tibetischen Flüchtlingszentrum, Warten in nepalesischen Behörden, Suche nach Übersetzern, Gespräche mit unzähligen Leuten. Und wie viele gute persönliche Kontakte er dadurch gewonnen hatte, auf die er würde zurückgreifen können.

»Nein! Ich fliege!«, erklärte Pema-Marie, ergriff entschlossen ihr Kissen, drückte es gegen die Brust und lehnte sich in die Sofaecke zurück. Genug Position geklärt. Sie war sich nicht einmal sicher, ob sie wirklich in dieses hoffnungslos arme Land mit seiner absurden Regierung fliegen wollte, um nach einer Mutter zu suchen, nach der sie nicht verlangte und die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr lebte. Dennoch wuchs in ihr die Überzeugung, dass es ihre Aufgabe war. Es war unübersehbar, dass sie sich stellen musste. Die Traumbilder lauerten am Rand ihrer Gedanken, während Papa und René darüber stritten, wer fliegen sollte oder ob überhaupt jemand fliegen sollte und wie gefährlich Nepal gegenwärtig sei.

»Ich fliege«, sagte sie noch einmal und stand auf. »Diesmal gibt es für dich keine Veranlassung, Papa. Ich habe einen Brief bekommen, dass die Tagebücher meiner Mutter aufgetaucht sind, und damit gehören sie mir, und ich kümmerge mich darum. Und jetzt geh ich schlafen.«

Ihr Vater stand ebenfalls auf, legte den Arm um ihre Schultern und drückte sie an sich. »Darüber reden wir

noch, Kleines.« Dann wünschte er ihr eine gute Nacht, bevor sie einwenden konnte, dass sie doch ihre Position klargemacht habe. Sie warf René einen Blick zu, der belustigt den Mund verzog.

Eine lange Umarmung für ihren Vater, weil sie ihn liebte und weil sie ihn verriet. Dabei der Gedanke: Sag, was du willst, und ich tu, was ich will. Und ein zweiter Gedanke: Ich lasse dir immer das letzte Wort, und du hast den Trick bis heute nicht durchschaut. Sie winkte ihm vom Balkon aus nach, mit zappelnden Fingern, wie sie es seit der Kindheit tat, sah ihn ins Taxi einsteigen mit den steifen Bewegungen eines Mannes an der Schwelle zum Alter. Eine Mischung von Schuldgefühl und Dankbarkeit überkam sie, dass er immer im Flughafenhotel übernachtete, wenn er sie besuchte. Um bequem einen frühen Flieger zu bekommen, wie er sagte.

René stand am Herd und löffelte einen Rest Gulasch aus der Kasserolle. »Weißt du, was mir gerade einfällt? Der Professor ist so wild darauf, die Tagebücher als Erster in die Hände zu bekommen, dass ich mich frage, ob er sich vielleicht vor etwas fürchtet, das seine Exfrau über ihn geschrieben haben könnte.«

Ein Kleinkind schrie in den vorderen Reihen der Economyclass, wo die Familien platziert waren. Sie hatte sich vergebens gewehrt, als er erklärte, dass er mit nach Kathmandu fliegen werde. Einmal hatte sie etwas allein unternehmen wollen, nur sie, Pema-Marie, nicht die Ehefrau von René. Nicht wir, nur ich. Lediglich drei ungebundene Jahre hatte sie während des Studiums verbracht, zehn Prozent ihres Lebens, zu wenig. René war gern zu zweit, hatte er ihr zu Beginn ihrer Ehe gestanden, das Alleinsein

mache ihn verrückt. Sogar lesen wollte er in ihrem Beisein, sie in der Sofaecke, er in seinem Sessel. Mein Gott, hatte sie gesagt, wie alte Leute.

So saß er nun neben ihr und schlief, wie er in jeder Situation und Haltung schlafen konnte, zu ihrem heimlichen Ärger. Denn sie mochte es nicht, dass er das Leben ausblendete, dem sie allzu sehr ausgesetzt war, schlechte Schläferin mit schlechten Nerven. Sie sei eine hysterische Person, hatte er einmal gesagt, und sie hatte ihm gedroht, ihn zu verlassen, falls er das noch einmal sage. Hatte so leise und böse gedroht, dass er es ernst nahm.

Das Kleinkind brüllte völlig außer sich. Pure Verzweiflung, dachte Pema-Marie. Sie spürte die wütende Ausweglosigkeit in der sich überschlagenden Kinderstimme. Kein Ausweg aus sich selbst. Ein Kind durfte das fühlen. Sie nicht.

Unruhe in den Reihen. Passagiere standen auf und stellten sich in die Flure, lehnten sich über die glücklicher Platzierten auf der linken Seite. Sie schreckte auf aus ihrer Lektüre, einer elegant gewobenen Geschichte von den Windungen und Verdrehungen einer schwierigen Liebe, in manchem eine Spiegelung ihrer eigenen Verwirrung.

Die weißen Riesen! In gleicher Höhe mit dem Flugzeug ragten die urgewaltigen Berge des Himalaya auf, wuchtig, erschreckend, herzerreißend schön. Pema-Marie tupfte eine Träne aus den Wimpern. Warum brachten diese Berge sie zum Weinen? War es einfach die Schönheit, die reine, unvergleichliche Schönheit, die sie traurig und glücklich zugleich machte?

Sie warf einen Blick auf René. Er schlief noch immer. »René, wach auf! Der Himalaya!« In diesem Augenblick empfand sie eine fast vergessene Freude, dass René bei ihr war.

Als das Flugzeug sich auf die Stadt herabsenkte, in das

graubraune Gewirr hässlicher, billiger Bauten, und vor dem gesichtslosen Flughafengebäude ausrollte, stellte sich das Bild der strahlenden Berge schützend vor diesen Anblick.

»Maschinengewehre!«, sagte Pema-Marie. »Mein Gott, wo sind wir hier gelandet?«

»In der Vorhölle«, antwortete Nina heiter vom Vordersitz des Taxis. »Diese nepalesischen Mochtetern-Maoisten sind paranoid. Das ist leider so.« Ihre Stimme war hell und fest, mit einem leichten, flauschigen Wiener Akzent.

Groß gewachsen, lange, flatternde blonde Haare, himmelblaue Augen in einem geordneten, ungeschminkten Gesicht, enge Jeans, wehendes indisches Hemd, Pema-Marie hatte sich die Klostersekretärin anders vorgestellt. Beim Näherkommen schien sie nicht mehr so jung wie auf den ersten Blick. Sie hatte Pema-Marie und René mit freundschaftlichem Du begrüßt und sie mit sich gezogen durch die dichte, wogende Menschenschicht vor dem Flughafengebäude, hinaus zum Parkplatz, auf dem ein Geländewagen auf sie wartete. Der dunkle Fahrer lud ihre Koffer auf, scheuchte ungebetene Träger weg und schob seine Gäste eilig in die künstliche Kälte des Autos.

»Zu Hause schneit es«, sagte Pema-Marie und strich die schweißnassen Haare aus dem Gesicht. Bluse und Jacke klebten an ihr. Im Internet stand etwas vom schönen Frühling im Kathmandu-Tal. Was verstand man hier unter Frühling?

Sie mochte Nina. Schnell, schnörkellos und dabei entspannt und souverän. Pema-Marie wünschte sich, so zu sein, entspannt und souverän. Sie war weder das eine noch das andere. Weichtier in Perlmutschale, hatte René sie genannt, als sie verliebt waren. Harte Nuss, nannte er sie später.